

Werk

Titel: 33. Versammlung des Vereins reihnischer Schulmänner in Köln

Ort: Heidelberg

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?558786499_0007 | LOG_0025

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Mensch ist aber zur Freiheit, d. h. zur Eigenentwicklung geboren, und aus ihm heraus muß sein Wille gebildet werden, wenn er seiner Schöpfung aus Gott und seiner Bestimmung zu Gott inne werden soll. Dies kann nur geschehen, wenn der Lehrer von vornherein christliches Erbarmen mit den Herzen der Kinder fühlt, und auf diese notwendigste aller Gaben muß er auch bei seiner Vorbildung, zumal bei der Zerrüttung des sittlichen Bewußtseins in der Gegenwart, nachdrücklich hingewiesen werden.¹⁾

Halle a. S.

Schrader.

33. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner in Köln.

In der stattlichen Aula des Marzellengymnasiums fand am Osterdienstag den 7. April die von 107 Mitgliedern besuchte Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner statt. Als Vertreter des Provinzial-Schulcollegiums war Geh. Rat Dr. Münch erschienen. Der Vorsitzende, Direktor **Matthias** (Düsseldorf) begrüßte die Versammlung und hielt folgenden Vortrag über den ersten Punkt der Tagesordnung:

Über allerhand Pessimismus unter uns.

M. H. Daß unter uns allerhand Pessimismus umgeht, daß in unserem Stande vielleicht mehr als in anderen Berufsarten pessimistische Beurteilungsweise von Menschen und Verhältnissen im Schwange ist, daß eine Art von schwarzsehender und schwarzfärbender Ständestimmung uns besonders anhängt, daß mißmutige und verärgerte Berufsauffassung bei uns nicht selten ist, möchte unbestreitbar sein. Und es wäre wunderbar, wenn es sich nicht so verhielte. Denn Versuchungen zu pessimistischer Auffassung und Verführungen zu pessimistischer Stimmung treten uns gerade häufig nahe. Schon die Thätigkeit des Lehrers bringt sie mit sich. Der Abstand zwischen dem Berufsideal, das wir beim Eintritt in unsere schöne Erziehungsaufgabe mitbringen, und der Berufswirklichkeit, die uns gar bald niederdrückend und der Enttäuschungen voll umgiebt, ist oft gar zu groß. Die Exaktheit, die Gewissenhaftigkeit, die Pedanterie, die Kleinigkeitsorgfalt, die Schulmeisterei, um nicht zu sagen Schulfuchserie, die nun einmal notwendigerweise mit unserem Berufe so oder so verknüpft sind, machen uns kleinlich. Kleinlichkeit aber und Pessimismus sind Geschwisterkinder. Die Ordnung, die Pünktlichkeit, die geregelt wird durch des Dienstes immer gleichgestellte Uhr, die Selbstbeherrschung, die in jedem Augenblicke von uns gefordert wird, während andere Berufsarten auch innerhalb der Amtierung wohl einmal Zeit zum erholenden und stimmungserfrischenden Sichgehengelassen haben, drängen uns leicht hinaus über die gesunde Mittellinie, die wir zwischen korrigierendem und kritisierendem Pessimismus und schaffensfreudigem Optimismus innehalten sollten.

Dazu kommt, daß wir, wie kein anderer Stand, am Wege bauen, und viele Meister haben, die uns nicht gerade mit Liebe und Wohlwollen beurteilen. Auf dem Urteile der dummfsten Jungen, auf ihren Übertreibungen, Entstellungen, ja

¹⁾ Wir machen auf den in Bauken gehaltenen Vortrag des Gymnasialrektors Prof. Dr. Richard Richter aufmerksam, der auszüglich unten mitgeteilt ist und für die pädagogischen Universitätsseminare eintritt. Red.

geradezu auf Unwahrhaftigkeiten baut sich nicht selten Elterntölpelheit und Elternurteil über uns auf; es ist geradezu traditionelle und historisch überlieferte Notwendigkeit, daß wir, die man im Ansehen der Jugend heben sollte, an Autorität geschädigt werden durch die behagliche Freude, mit der man — auch im denkenden Publikum — Spitznamen weiter trägt, welche uns herabzusetzen geeignet sind. Alle diejenigen, die solche Pfeile treffen, müßten Engel sein, wenn sie nicht verstimmt und pessimistisch angehaucht würden. Und zu diesem Elternurteil gesellt sich das Urteil des großen Haufens, des sogenannten Publikums, das Urteil von Hinz und Kunz, die auch einmal irgendwo auf der Schulbank gefessen haben und um so schärfer zu kritisieren pflegen, je weniger Erfolge sie damals erzielt haben. Rechnen wir weiter hinzu, daß es recht lange gedauert hat, bis man sich entschloß, uns an Gehalt, Würde, Rang und Titel das zu geben, was wir dem Werte unserer Tätigkeit nach beanspruchen durften, daß man, nachdem dies geschehen ist, uns gar noch vorhält, wie herrlich weit wir's gebracht, wie wir geradezu paradiesische Zustände genossen, während wir doch nur das erreicht haben, was uns zu geben seit lange Pflicht und Schuldigkeit war, so darf man es nicht übel nehmen, wenn hie und da der Pessimismus stark ins Kraut schießt. Sehen wir ferner, wie philologische und pädagogische Sach- und Fachkunde im Staatsganzen und im Reiche der Bureauratie nur bis zu einer gewissen Stufe zum Regieren gelangen kann, wie da, wo sie zum Mitregieren berufen ist, andere Mächte in den oberen Regionen zu sprechen haben, deren Denken nicht allzusehr durch Sach- und Fachkunde beeinträchtigt wird, so haben wir einen neuen Keim, aus dem pessimistische Stimmung erwachsen kann. Und dann — keiner ist ungestraft ein Kind seiner Zeit, auch wir nicht. Unsere Zeit aber ist angefüllt von schwarzseherischer Stimmung; und das hat seinen guten Grund. Es ist ja unbestreitbar, daß der Mensch einer Ergänzung der Wirklichkeit durch eine von ihm selbst geschaffene Idealwelt bedarf, daß die besten Funktionen unseres Geistes gerade in solchen Schöpfungen zusammen wirken. Wenn nun eine Zeit erfüllt ist von Sehnsucht nach einem Ideal, das die Zukunft bringen soll, so befruchtet dieser ideale Zug gerade das Schaffensgebiet der Schule und macht sie tüchtig zu allem Edlen und Guten. Solch eine Zeit waren die Jahre und Jahrzehnte, die der Neuschöpfung des deutschen Reiches vorausgingen und unmittelbar folgten. Die Schule stand damals hoch in der Achtung unseres Volkes, so hoch, daß man den Schulmeister in übertriebener Wertschätzung zum Sieger von Königgrätz machte. Darauf kam die Ernüchterung, Ermüdung und mit dem Stimmungsumschlage Abgelsucht, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und Mangel an rechter Lebens- und Schaffensfreude. Die materiellen Interessen, die Nützlichkeitssucht drangen ein in die stillen Reiche des Ideals und machten sich auch der Schule gegenüber und leider auch in der Schule bemerkbar in dem wirren Reformgerede und in den unklaren Vorwürfen über ihre Tätigkeit. Das alles und noch manches andere verbeißert auch nicht die Stimmung, es führt vielmehr dem Pessimismus unter uns immer neue Nahrung zu.

So ist es, m. H. Aber braucht es denn so zu sein und zu bleiben? Ist es nötig, daß wir uns unterkriegen lassen von Zuständen, an denen wir durch Ver-

stimmung doch nun einmal nichts ändern können? Ist es nötig, daß die Verstimmung zur Grundstimmung wird? Ist es nötig, daß diese Verstimmung geradezu zu einer affhenischen Verdrießlichkeit wird, in der nicht einmal ein gesunder Ärger Boden findet, der wie ein Regenschauer die Luft reinigt und den Himmel klärt? Onkel Bräsig hat ja das wahre Wort gesprochen: „Ärger muß sein und jeder richtige Ökonomiker muß sich dagdäglich zwei oder drei Mal ärgern, dat gehört zu's Geschäft; aber gelinde, was ich en Hoffungensärger benenne.“ Sonst sollte dauernde Mißstimmung gerade unserer Arbeit fern bleiben; denn Herbarts Wort, daß heitere Stimmung der Schüler und Lehrer die erste und unerläßliche Probe einer guten Schule sei, enthält einen beherzigenswerten Fingerzeig für unser Thun und Denken, da Heiterkeit und Freudigkeit der Himmel ist, unter dem alles am besten gedeiht. Räumen wir also möglichst auf mit dem Pessimismus, seien wir „aufgeräumt,“ soviel es irgend geht; es wird den Erfolgen unserer Wirksamkeit sicherlich zugute kommen.

Ich möchte einige Gebiete bezeichnen, auf welchen wir praktisch in diesem Sinne zu schaffen vermöchten.

Zunächst, meine ich, könnten wir in der Beurteilung unseres Verhältnisses zu den Eltern unserer Schüler etwas weniger pessimistisch sein, könnten wir das Verhältnis von Schule und Elternhaus manchmal freundlicher oder doch humorvoller beurteilen. Es ist eigentümlich, daß auch hier, wie auf so manchen anderen Urteilsgebieten, der Mensch sich gern in Extremen bewegt; es ist hier ein Auf- und Abwogen der Anschauungen zu beobachten. In der Pädagogik vor der Mitte und um die Mitte unseres Jahrhunderts (in manchen Artikeln der Schmidtschen Encyclopädie und in alten pädagogischen Lehrbüchern können Sie Proben davon finden) sprach man gern recht salbungsvoll von diesem Verhältnis und schilderte es als überaus fein und lieblich, wie Schule und Familie einträchtiglich beieinander wohnen. Dagegen kann man jetzt einen starken Umschlag bemerken; eine stark mißtrauische, wenn nicht gar feindliche Spannung ist an manchen Stellen zu bemerken, und in der Schule hört man nicht viel Gutes, wenig freundliche Urteile über die andere Erziehungshälfte. Das hat ja seine guten Gründe, und ich schicke sie voraus, um nicht in den Verdacht zu kommen, als wollte ich zu Gunsten des Hauses und zu Ungunsten der Schule sprechen. Ich weiß sehr wohl, daß die häusliche Erziehung heutzutage an großen Schäden krankt. An vielen Stellen walten recht unverständige Grundsätze, in vielen Familien handelt man in offenem oder verstecktem, in bewußtem oder unbewußtem Widerspiel gegen die Schule; viel gedanken-, grundsatz- und erziehungsloser Schlendrian findet sich; die Schüler sehen zu Hause bisweilen das Gegenteil von Ordnung; Vorbilder freundlichen und anmutigen Schaffens fehlen ihnen oft. Schlimmer noch sieht's, wo die Schule als eine unangenehme Last empfunden wird, wo der behäbige Vater, der mit Mißbehagen seiner eigenen unangenehmen, an dummen Streichen und deren Folgen reichen Schulzeit gedenkt, in seinen Kindern von neuem den Schulzwang mit Mißbehagen trägt und in abfälliger Kritik über alles, was die Schule thut, sich ergeht. Unerlaubten Hilfsmitteln, halbwayren Entschuldigungen, Bemäntelungen, Beschönigungen, sogar Unwahrheiten, wenn Schulstrafen vermieden werden können, wird hier Vorschub geleistet, und es werden wohl

Wiße über Lehrer und Schule gemacht, die von Harmlosigkeit nichts mehr in sich tragen. Kurz, die Dinge liegen an manchen Stellen, besonders in den größeren Städten, recht im Argen, so daß man wohl Grund zur Klage haben kann und daß wir es uns selber nicht verdienen dürfen, wenn uns einmal die Galle überläuft. Das ist so, und es ist bedauerlich, daß es so ist. Aber — so lautet die ernste Frage — haben diese Verhältnisse das Recht, uns überhaupt pessimistisch gegen das Elternhaus zu stimmen? Hat man ein Recht, diese unangenehmen Beobachtungen so zu verallgemeinern, wie es nicht selten geschieht? Die Menschen und unsere Zeitgenossen insbesondere neigen dazu, rasch zu verallgemeinern. Sehen wir nicht, wie von denjenigen Studenten, deren ganze Thätigkeit zwischen Fechtboden, Kneipe, Friseursalon und Promenade hin und her schwankt, auf alle Studenten geschlossen wird, wie die vielen stillen Arbeiter, von denen man nichts hört und sieht, nicht mit in Rechnung gezogen werden und bei der Verallgemeinerung des Urteils unberücksichtigt gelassen werden? Auch die landläufige Beobachtung der großen Städte geht gar zu gern davon aus, die grell hervorspringenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu verallgemeinern. Wer aber das Leben tiefer betrachtet, wer abseits geht von der großen Straße mit ihren geräuschvollen Häusern, muß doch bemerken, daß es tausende von Menschen giebt, von denen man nicht spricht, die sich nicht bemerklich machen, weil sie eben still und schlicht und ohne viel Aufhebens ihre Pflicht thun. Diese Stillen im Lande bilden aber den Kern der Bevölkerung, bei ihnen hört man einen warmen und gesunden Ton, und man thäte besser, diese Beobachtung zu verallgemeinern als die andere schwarzsehende. So ist's auch mit unserer Elternbeurteilung. Viele treffliche und fleißige Schüler, oft ein großer Prozentsatz, gehen jahrein jahraus den Weg der Pflicht und machen uns Freude. Glauben wir denn, daß wir allein diese Schüler zu tüchtigen Arbeitern herangebildet haben? Geht nicht der Segen der tüchtigen Vorbilder von der Familie, vom Elternhause aus? Man sollte doch auch solche Beobachtungen einschätzen bei der Beurteilung des Verhältnisses von Elternhaus und Schule. Die Schule empfängt hier viel mehr als sie geben kann. Und zwischen diesen beiden Familienarten von rechts und links liegt nun die Mittelart von Familien, in denen viel guter Wille ist, in denen aber das Können, die ruhige Einsicht dem Willen nicht entspricht. Über diese Mittelart sollten wir doch immer recht vorsichtig und nicht gleich schwarzseherisch urteilen. Das Elternurteil baut sich ja oft ohne bösen Willen auf Kinderprämissen auf; es laufen da leicht Mißverständnisse mit unter, deren Aufklärung man sich recht angelegen sein lassen sollte, anstatt sofort — und das geschieht doch gar zu leicht — auf bösen Willen und Dummheit zu schließen. Man sollte die Elternliebe — und es braucht das durchaus nicht immer Affenliebe zu sein — mit in Anschlag bringen, die wohl für das Kind Partei nimmt, wenn bei diesem durch andere, geschicktere Behandlung seitens der Schule etwas hätte gewonnen werden können, wenn das Kind seinem Wesen nach einmal falsch behandelt ist. Denn wir haben kein Recht, uns in allen Fällen für unfehlbar zu halten. — Man sollte auch deshalb nicht zu unmißlich sein, weil unsere Zeit mit ihrer Arbeitsüberlastung und ihrer Arbeitsjagd Beamte, Kaufleute, Fabrikanten, Ärzte, kurz die verschiedensten

Berufskreise in einem Maße in Anspruch nimmt, daß die häusliche Erziehung dabei zu kurz kommen muß.

Einen anderen Punkt möchte ich nur berühren. Wenn der gute Wille der Familie nicht immer so bei der Hand ist, wie es die Schule wünscht, so hat das doch auch seinen Grund darin, daß die Schule durch die Verstaatlichung ihres Wirkens eine Art von Omnipotenz erhalten hat, der gegenüber die Familie fast rechtlos erscheint. Nach eigenem Bedürfnis und Wunsch den Sohn erziehen zu lassen ist bei der Organisation des Schulwesens heute unmöglich, wenn man nicht der Berechtigungen quitt gehen will, die der Staat für das Leben durch seine Schulen ausstellt. In Bezug auf die Arbeitszeit des Sohnes ist die Familie auch so gut wie unfrei. Ich spreche hier nicht von dem regelmäßigen Unterricht, ich spreche von den Stunden, die außerhalb der vorgeschriebenen Schulzeit dem Schüler nicht selten etwas übereilt und unbedachtsam genommen werden in dieser oder jener Form, als Arrest oder sonst als Freiheitsbeschränkung. Nicht als ob ich der Ansicht wäre, das alles müsse ganz anders werden; ich will nur darauf hinweisen, um die Familie zu entschuldigen, wenn sie manchmal nicht gerade mit Wohlwollen einer Staatspädagogik gegenüber steht, die machtvoll oft schon im jüngsten Probekandidaten sich regt und in eben dem Maße geltend gemacht wird, als innere Kraft und Ruhe dem Lehrer, diesem Träger der Staatsomnipotenz und Staatspädagogik, fehlen.

Und dann noch eins! Unser Pessimismus erhält auch dadurch oft unnötigerweise Nahrung, daß wir uns aufregen über das gegen uns gerichtete Rasonnieren der Eltern und des damit verschwägerten, verwandten, befreundeten oder bekannten Publikums. Das sollte uns doch etwas mehr kalt lassen. Denn, wo etwas befohlen wird, wo zu gehorchen ist im Leben, wo eine festgesetzte Ordnung von starker Hand geleitet wird, da, m. H., wird auch rasonniert; und es ist gar nicht nötig, daß der esprit de corps darunter leidet. Wird nicht in unserm preussischen Offizierkorps tüchtig rasonniert? Die Hand aufs Herz: geschieht nicht auch bei uns? vom Lehrer über den Direktor, von beiden gemeinsam über die Schulräte, und von diesen — so geht eine dunkle Sage — über die Herren in Berlin? Und ist's nicht in anderen Beamtenkategorien ähnlich so? Und nun verdenken wir's den Eltern, daß sie sich durch Rasonnieren schadlos halten für die vielen Befehle und Ordonnanzen, die von uns ausgehen? Das sollten wir nicht thun. Unter uns nimmt das Rasonnieren kein vernünftiger Vorgesetzter übel, weil er fühlt, daß unter Kameraden so etwas ganz egal ist; deshalb sollten wir's den Eltern erst recht nicht übel nehmen, da wir weder ihre Vorgesetzten sind, noch in dem kameradschaftlichen Verhältnisse stehen, das denn doch jeden größeren oder kleineren Beamtenkörper verbindet. — Also etwas mehr ruhig Blut und etwas weniger Pessimismus bei der Beurteilung der Eltern könnte uns nicht schaden. Unser Wirken würde darunter nicht leiden, sondern nur gefördert und gehoben werden können. —

Ich komme zu einem anderen Gebiete, auf welchem pessimistisches Urtheil nicht so zu wuchern brauchte, als es gemeiniglich geschieht, ich meine die Beurteilung der Schüler in ihrem Betragen, Fleiß und Leistungen. Ich schide voran, um nicht in Verdacht zu kommen, als wollte ich die Jugend in Schutz nehmen, daß thatsächlich

die kapitalen Flegel in der Jugend häufig sind, besonders in den Jahren, wo sie ein gewisses Naturrecht darauf haben, Flegel zu sein, daß die Gemeinsamkeit zu allerhand dummen Streichen und Übermut reizt, daß das Haus uns nicht genügend unterstützt, um besseres Betragen zu erzielen, daß die Lust, den Lehrer zu ärgern, in der Jugend manchmal recht groß ist, und daß das Sichherdorthun, das Großthun mit Thorheiten das Seinige thut, um das Betragen zu beeinflussen. Ich weiß ferner natürlich sehr wohl, daß es recht viel Schlingel giebt, die lieber faulenzten als arbeiten, daß das Haus mit seinen Zerstreuungen die Jugend vielfach von solider Arbeit und gleichmäßigem Vorwärtstreben abhält, daß Fehlen der Begabung auch den eifrigsten Fleiß wirkungslos macht. Aber auch hier sollte pessimistische Verallgemeinerung nicht so weit gehen, in ihre Kreise Fälle zu ziehen, die anders zu beurteilen sind, nicht so weit, mildernde Umstände, die überall anderswo anzunehmen Brauch ist, auszuschließen. Man berücksichtigt beim Urteil über das Betragen zu wenig körperliche Dispositionen, schiebt leicht dem bösen Willen zu, was nur schwacher Wille ist. Man berücksichtigt zu wenig die Frische der Jugend, womit körperliches Übersäumen verbunden ist, und läßt zu sehr der eigenen Grämlichkeit Spielraum; wir versetzen uns zu wenig zurück in die Tage unserer Kindheit, um von dort aus das richtige Urteil uns zu bilden. Wir halten uns zu sehr an Kleinigkeiten und verzeichnen diese zu pedantisch, während wir das Gesamtverhalten einzelnen Verstößen gegenüber, welche im Klassenbuche notiert sind, nicht in Anrechnung bringen. Wie wenig gleich fahren die offenen und ehrlichen Naturen unter den Schülern und die Hinterhältigen, die schlau sich zu drücken verstehen, wo etwas begangen ist, weil wir eben der kindlichen Offenheit und Lebhaftigkeit, Unrechten der Kindernatur, gegenüber uns pessimistisch stellen, der Zurückhaltung gegenüber, die uns ja weniger stört und inkommodiert, die uns weniger ungemütlich ist, zu freundlicherem Urteil bereit sind. Wie oft wird auf ein ganz unbestimmtes Etwas hin ein mißbilligendes Prädikat etwa „im ganzen befriedigend“ gegeben, ohne daß bestimmte Grundlagen des Urteils vorhanden sind. „Der Junge gefällt mir nicht; weshalb, weiß ich nicht recht zu sagen,“ so lautet die Begründung; im Grunde sollte man sich selber nicht gefallen, daß man auf ein Ungewisses hin ein beschränktes Betragensprädicat giebt. Wir bedenken schließlich auch eines nicht bei unserer Beurteilung der Schüler. Diese müssen sich tagtäglich 5—6 Stunden unter wechselnden und nicht immer anregenden Umständen durchaus musterhaft betragen, wechselnden Menschen gegenüber mit wechselnden Stimmungen sich immer gleich bleiben. Ist das immer so ganz leicht, wie wir annehmen? Ist es recht, daß wir das garnicht mit einschätzen? Daß wir hart beurteilen, wo milde Urteil manchmal angebracht wäre? Und dann das pessimistische Nachtragen! Wenn ein Junge am Anfange des Tertials etwas verbrochen hat, kommts am Ende womöglich auf seine Censur, damit's nur ja nicht vergessen werde. Würde nicht freundliches Vergeben und Vergeben hier mehr am Platze sein?

Und wie mit dem Urteil über das Betragen, so ist mit dem Urteil über Fleiß und Leistungen. Wie oft setzt man hier Befangenheit, natürliche Abmattung, körperliche Indisposition und die Fülle der Forderungen, die an ein und demsel-

ben Tage auf die Jugend eindringen, gar nicht mit in Rechnung? Man sehe sich doch nur einmal ein Klassenbuch an und prüfe, wie kaleidoskopisch die verschiedensten Unterrichtsstoffe hin und wieder rollen an einem und demselben Tage, welche weit getrennten Kulturgebiete sich im höheren Schulunterrichte rasch nacheinander berühren, welch wechselndes Wissenspanorama schon am Sextanerauge vorüberzieht, wie verschiedene Geisteshätigkeiten im Laufe eines Tages in Anspruch genommen werden, dann wird man milder in seinem Urteil werden und nicht pessimistischer Urteilschroffheit sich hingeben. Es liegt mir gewiß fern, die Jugend zu bemitleiden, es liegt mir fern, unter die Überbürdungsklagenden zu gehen; unsere hohe Kultur, unsere pflichten- und forderungreiche Zeit verlangt ernste und strenge Vorbereitung schon in früher Jugendzeit. Ich führe vielmehr das alles nur an, um unser Urteil zu läutern, um darauf hinzuweisen, daß man miteinschätze, was einzuschätzen ist, und gerecht und duldsam bleibe. Der Mensch rechnet ja immer das, was ihm fehlt, dem Schicksal doppelt so hoch an, als das, was er besitzt. So macht's auch der pädagogische Pessimismus mit den Fehlern der Schüler, sei es nun den Fehlern des Betragens, des Fleißes oder der Leistungen; sie werden doppelt so hoch angerechnet als seine Tugenden, seine positiven Äußerungen des Fleißes und seine guten Leistungen.

Auf diesem Gebiete könnte man noch manche Pflanze pessimistischen Unkrautes pflücken; doch ich verlasse es, um auf ein anderes Gebiet überzugehen, das gerade auf den Osterdienstagversammlungen der letzten Jahre mit Vorliebe kultiviert worden ist; es ist mehr ein Gebiet der didaktischen Schwarzseherei, es ist der Pessimismus in der Beurteilung der neuen Lehrpläne. Just 4 Jahre sind sie alt; was haben wir in der Zwischenzeit nicht alles Schlechtes von ihnen hören müssen? Es giebt wenige Lehrfächer, die nicht bemäkelt, wenige Punkte, die nicht angegriffen worden sind, es sind die bestgehaften Lehrpläne, die in Preußen jemals gewesen; nach den düsteren Schilderungen, die man von ihnen gelesen, geht es mit dem klassischen Gymnasialunterricht in Preußen zu Ende. Es soll nicht nur das Maß der Kenntnisse, sondern auch die Frische und der selbständige Fleiß sein, deren Abnahme die Vorbereitung für die akademischen Studien beeinträchtigt und schwere Sorgen um den wissenschaftlichen Betrieb unserer Hochschulen, um die Tiefe der nationalen Bildung, um die Erhaltung und Stärkung des wissenschaftlichen Sinnes weckt, auf den Deutschland bisher stolz gewesen sei, und um welchen es vom Auslande beneidet worden. Mühsam und Verdrossenheit soll unverkennbar eingetreten sein, daß an manchen Stellen Unerreichbares auferlegt werde, und zwar gerade bei den gewissenhaftesten und hingebendsten Lehrern. Als beklagenswert stellt man die Allgemeingültigkeit der Vorschriften, selbst bis auf die Wahl der Schulschriftsteller, hin. So und ähnlich lautet die Besorgnis, die von hochachtbarer Seite ausgesprochen wird. Und als kaum ein oder zwei Jahre nach Einführung der neuen Lehrpläne durchs Land gegangen waren, wollte man bereits auf der deutschen Hochschule bemerken, daß die Kenntnisse in den klassischen Sprachen infolge der neuen Lehrpläne erschrecklich zurückgegangen seien. Das sprach ein Vertreter strengster Wissenschaft aus. Und nicht nur die humanistischen Fächer, auch die

realistischen, z. B. die Mathematik und Naturlehre in Untersekunda, werden in diese pessimistische Beurteilungssphäre hineingezogen. Daß an neuen Vorschriften, die erst praktisch erprobt werden müssen, manches nicht so ist, wie es sein sollte, ist ja ganz natürlich. Aber daß man an manchen Stellen so schnell mit dem Urteil bei der Hand war, das müßte denn doch ruhiger und vorurteilsfreier Erwägung auffallen und bedenklich erscheinen. Wie können, so muß man sich fragen, so rasch die üblen Folgen von neuen Lehrplänen sich zeigen, nach denen nur wenige Jahre unterrichtet ist? Und ist das, was jetzt den neuen Lehrplänen schuld gegeben wird, nicht auch zur Zeit der alten schon dagewesen? Hat man, um nur ein Beispiel herauszugreifen, denn nicht auch zur Zeit der früheren Pläne zahlreiche lateinische Arbeiten angefüllt mit erklecklicher Fehlerzahl erlebt, vielleicht ebenso geartet wie die jetzigen? Hat man genaue Vergleiche in dieser Beziehung schon angestellt, worauf man so schwerwiegende Vorwürfe gründen könnte?

Ein sorgsamer Blick in frühere Zeiten hätte vielleicht gut gethan, ehe man so harte Urteile fällt. Schon vor Jahrzehnten hat Kruse einmal auf der Leipziger Philologenversammlung davor gewarnt, der Lehrer möge nicht gleich in Ohnmacht fallen, wenn einmal hierentlar und ähnliche miserable Sachen geschrieben würden. Mit Recht bemerkt Uhlig im humanistischen Gymnasium (1895, III S. 118) den Vorwürfen gegenüber, die ich angedeutet habe: „diese und ähnliche Aussprüche sind genug gehört worden und von Männern, deren Urteil mir nicht wenig wiegt. Hier die Übertriebenheit zu erkennen, hilft vielleicht ein Blick in Länder, in deren Gymnasien noch etwas weniger Stunden für das Lateinische und Griechische zu Gebote stehen, als in den preußischen“ Uhlig weist hin auf Osterreich, wo der klassische Unterricht gewiß nicht tot sei, wo im Gegenteil recht warme Begeisterung für die Wissenschaft der Philologie und für den humanistischen Unterricht herrsche. Auch in der Schweiz hat Uhlig ähnliche Erfahrungen gemacht; und Uhlig ist doch gewiß ein Freund humanistischer Bildung. Er wendet sich dann gegen die Schwarzeher unter uns und sagt: „Kurz, die starke Reduktion der klassischen Stunden im preußischen Gymnasiallehrplan ist allerdings auch nach meiner Ueberzeugung eine wesentliche Verschlechterung desselben, aber sie ist nicht derart, daß man diesem Unterricht das Grablied singen sollte. Ungleich gefährlicher, als die Stundenreduktion, scheinen mir andere Dinge zu sein. Einmal der Pessimismus vieler altphilologischer Lehrer. Denn daß dieser eine Wirkung auf ihre Thätigkeit übt, indem er ihre Berufsfreudigkeit mindert, wird wohl jedermann für eine Naturnotwendigkeit halten. Und was muß es für einen Einfluß auf Schüler haben, wenn sie erfahren, daß ihre humanistischen Lehrer ebenso wie hervorragende Männer der philologischen Wissenschaft urteilen, der klassische Unterricht sei im Absterben begriffen? Für die Feinde dieses Unterrichts aber sind solche Anschauungen und Äußerungen willkommenes Wasser auf ihre Mühle.“

So weit Uhlig! Ich möchte dem noch etwas hinzufügen. Wenn Schrader im IIten Hefte des Humanist. Gymnasium v. J. 1895 (S. 81) sagt, daß gerade bei den „gewissenhaftesten und hingebendsten Lehrern Verdrossenheit und Mißmut darüber eingetreten sei, daß ihnen (durch die neuen Lehrpläne) Unerreichbares auf-

erlegt werde“, so finde ich das ganz natürlich. Gewissenhaftigkeit ist in vielen Fällen, wenn auch durchaus nicht in allen, von einer gewissen Schwerfälligkeit begleitet. Die Hingebung an die humanistischen Studien ist bei vielen verbunden mit unausrottbarer Liebe zu dem Zustande, wie er zur Zeit der alten Lehrpläne vor 92 und der noch älteren Lehrpläne war. Können solche Lehrer überhaupt, so habe ich mich oft gefragt, ihre Anforderungen abstimmen, man braucht nicht einmal zu sagen herabstimmen, auf die neuen Lehrpläne? Solchen Naturen muß das schwer fallen. Das sehen wir auch auf anderen Schaffensgebieten, z. B. auf dem militärischen. Die Herabsetzung der Dienstzeit auf 2 Jahre hat gerade die Gewissenhaftesten, die Hingebendsten anfänglich arg in Angst und Bedenklichkeit versetzt, mehr als laut wird, da dem Soldaten im Dienst Presse und Versammlungsreden nicht so zu Gebote stehen wie uns, um seine Unzufriedenheit zu äußern. Aber es hat sich allmählich gezeigt, daß Gewissenhaftigkeit sich ebenso wohl mit der Gewandtheit und Fixigkeit vereinigen kann wie mit der Schwerfälligkeit. Und manche Befürchtung ist dort schon beseitigt; wo aber zu große Schwerfälligkeit und Unfähigkeit, sich ins Neue zu finden, zu Tage getreten ist, da hat die Majorsecke das ihrige gethan. Man könnte sich auch bei uns mehr der Art von Thätigkeit befleißigen, die nun einmal unerläßliche Vorbedingung zur Durchführung der Lehrpläne ist. Man könnte vor allem die gemüthliche und behagliche Art von ehemals dran geben, wo dem Glücklichen vielfach keine Stunde schlug, man könnte mehr die Zeit auskaufen lernen, man könnte mit unermüdblicher Achtsamkeit auf Lücken spähen und diese mit unablässigen kleinen Wiederholungen ausfüllen, zu denen man gar nicht einmal viel Hausarbeit nötig haben würde. Man könnte bei der Revision des Wissens auch Stichproben immer wieder zu Rate ziehen, wo systematische Repetitionen der Mangel an Zeit hinderte. Hätte man das von vornherein mit aller Kraft und Lust gethan, vielleicht hätten wir — ich sage das auf die Gefahr hin, als Reher verurteilt und verdammt zu werden — der einen Lateinstunde mehr, die uns jetzt geworden, gar nicht bedurft. Die Lehrplanpessimisten sollten sich ein Beispiel an unsern neuphilologischen Kollegen nehmen. Es ist doch einfach eine Thatsache, daß die neuen Lehrpläne in Bezug auf den Betrieb der modernen Sprachen hohe Anforderungen und schwierige Aufgaben stellen. Und doch sehen wir wenig Pessimismus bei den Neusprachlern, sondern fast überall Schaffensfreudigkeit, Gewandtheit und auf Hoffnung des Gelingens gegründeten Optimismus. Und wer diesem Schaffensgebiete seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, der muß sich sagen, es ist viel erreicht, weil Pessimismus fern lag.

Und ferner sollten die Lehrplanpessimisten doch eins bedenken: verloren hat ja die alte Schule manches, aber was sie behalten hat, ist noch ein schönes Stück. 13 Stunden wöch. sind dem klassischen Unterricht im Gymnasium geblieben; zählen wir die helfenden Begleitfächer, Deutsch und Geschichte, hinzu, so haben wir 19; nehmen wir hinzu den übrigen sprachlichen Unterricht, so sind's 21, mit Religion 23; der Rest bleibt dem Gebiet, das man das Reinrealistische nennen dürfte. Und wenn ich nun als das letzte Ziel des humanistischen Unterrichts hinstelle die verständnisvolle Theilnahme an dem geistigen Leben des eigenen Volkes, vertieft und bereichert durch

das Verständnis des menschlichen Lebens in seiner geschichtlichen Einheit, wie diese durch Zusammenfassung der Errungenschaften der großen Kulturvölker des Altertums und der Neuzeit sich darstellt, so habe ich die Überzeugung, unsere Gymnasien können dieses Ziel noch gut erreichen, wenn sie nur wollen; und wenn ich dasselbe Ziel für die realen Anstalten hinstelle, nur dadurch modifiziert, daß diese Anstalten ihre Stellung, ihr Blickfeld im modernen Leben nehmen, um von hier aus das geistige Auge rückwärts schauen zu lassen, so meine ich, die Lehrpläne sind besser als ihr Ruf; besonders wenn wir auch ihr Plus in Rechnung ziehen; wenn wir erwägen, wie Mathematik, Physik, Naturlehre und Naturbeschreibung überhaupt aus ihrer akademischen Versteiegenheit vielfach heruntergeholt und im guten Sinne des Wortes popularisiert sind; wie auf dem geschichtlichen Gebiete die neuere, die deutsche Geschichte mehr in ihre Rechte getreten ist, wie die kleineren deutschen Ausarbeitungen dahin wirken sollen und an vielen Anstalten schon wirken, der Fertigkeit in deutscher Muttersprache zuzuarbeiten, wie die Übersetzungen aus den Fremdsprachen das wunderliche fremdartige Gewand der Deutschverderberei immer mehr ablegen, wie die neueren Sprachen die Sorgfalt der Form und Aussprache schulen, wie das fakultative Englische auch unsere Gymnasien einführt in die Litteratur eines Kulturvolkes, die den klassischen Litteraturen sich stolz beigesellen darf, wie das Französische in Quinta nicht mehr auf dem Gymnasiallehrplan lastet; wenn wir dieses alles und manches andere erwägen, dann sollten wir doch freundlicher uns stellen zu den Lehrplänen, die als Kompromiß doch recht anständig sind. Und was die „Allgemeingültigkeit der Vorschriften, selbst bis auf die Wahl der Schulschriftsteller,“ anbetrißt, die Schrader beklagt, so macht sich diese in Wirklichkeit doch nicht so schlimm, als es aussieht. Denn wir im Rheinland haben sicher nicht zu klagen über beengende Reglementierung; vernünftige Vorschläge fallen doch bei uns auf fruchtbaren Boden. Man sehe sich nur einmal in den österreichischen Instruktionen um, man sehe, wie eingehend an bayerischen Gymnasien reglementiert wird, wie dort auch die Behandlung der Lehrstoffe unter eine Art von Oberaufsicht gestellt wird, und man wird zugeben müssen, daß es bei uns so schlimm doch nicht aussieht, vorausgesetzt, daß die Lehrerkollegien nicht servil sich benehmen und die Behörden tyrannisch kommandieren, was denn doch kaum irgendwo vorkommt.

Der Pessimismus ist also nicht nötig, er ist aber auch geradezu schädlich und zwar nicht nur in dem von Uhlig gezeichneten Sinne. Der Pessimist schiebt zu leicht alles den Verhältnissen da draußen zu, die nicht so sind, wie sie seiner Meinung nach sein sollten; er stellt sich, wie wir gesehen, leicht zu vorwurfsvoll den Familien der Schüler gegenüber, wo er selbst zu schwarz sieht und bei sich anfangen könnte; er betrittelt und benörgelt nur das Betragen, den Fleiß und die Leistungen des Schülers, während er an sich doch auch manches aussetzen könnte; er schiebt die Schuld an geringen Erfolgen den Lehrplänen zu, während vielleicht der Grund ganz wo anders liegt — kurz der Pessimismus hindert Selbsterkenntnis und schwächt den Sinn für Selbstverantwortlichkeit.

Ich bin zu Ende. Mein Vortrag sollte keine Moralpredigt sein; ich habe mich selbst stets mit eingeschlossen; nur eigene Erkenntnisse wollte ich als ein Be-

kenntnis niederlegen, um unsere Erziehungskunst an uns und andern zu verfeinern, unsere Arbeitsfreudigkeit zu heben. Man redet so viel von erziehendem Unterricht, man hat diesen Begriff hineingetragen in alle möglichen Verhältnisse und Gelegenheiten, wohin er gar nicht gehört, wo es sich in erster Linie ums Lernen, ums Wissen und ums Können handelt. Man hat in unsern Tagen so sehr den erziehenden Unterricht in den Vordergrund gestellt, daß die Jungen vor lauter Erziehung nichts Rechtes, nichts Positives, nichts Sicheres mehr lernten, man hat den an sich so schönen Begriff dadurch in Mißkredit gebracht, daß man vor lauter Erziehen das alte gute Unterrichten, sagen wir nur getrost einmal das alte gute Pauken und Drillen, verlernt hat. Das hat geschadet und gerade dem festen Wissen, ohne das nun einmal das Können nicht zu erzielen ist. Aber für unser Urteil, für unsere Stellung zu den Verhältnissen und Menschen, für unsere ganze pädagogische und didaktische Auffassung und Denkweise hat man diesen Begriff nicht so verwandt, wie man ihn praktisch hätte ausnutzen können; auf diese Ausnutzung dem Elternhause, den Schülern, den Lehrplänen gegenüber sollte mein Vortrag hinweisen; er sollte unsern Mut stärken, die erziehende Kraft unserer ganzen Thätigkeit heben und in diese so etwas wie Osterstimmung, einen kräftigeren optimistischen Zug hineintragen. Dem Pessimismus, der sich hart an den Sachen stößt, ist Furcht, Angst, Besorgnis zu leicht beigegeben; er bewegt sich in den Niederungen und Thälern, wo man nur das Nächste sieht und sehen kann. Der Optimismus dagegen, dem die Hoffnung sich zugesellt, wird die Schwierigkeiten los, indem er nicht an sie denkt, er führt uns aus der Bedrängnis und Qual des Lebens hinauf zum Berggipfel, nicht um droben zu wohnen, zu hausen und zu schaffen und uns dem wirklichen Leben zu entziehen, sondern um die reine und kräftige Luft einzuatmen und um unsern Blick zu erweitern und zu erhellen, damit wir uns in den engen Verhältnissen besser zurechtfinden und hier mutiger und gedeihlicher arbeiten, und uns schützen vor niederdrückendem und hemmendem Pessimismus. Wer mit dem Strome der Zeit schwimmt, der wird sich ja von ihm nicht frei machen können; die Schule sollte sich aber für zu vornehm halten, um den Stromabwärtschwimmern sich zuzugesellen. Sie hat die Pflicht, wo es sein muß, kräftig gegen den Strom zu schwimmen. Erfüllt sie diese Pflicht, dann hat sie auch die Freude schönster Pflichterfüllung, der schließlich die Erfolge nicht fehlen werden.

An diesen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, für welchen späterhin Geh. Rat Münch seinen persönlichen und zugleich auch den Dank der Versammlung aussprach, knüpfte sich eine sehr lebhaft besprochene, in der zuerst Direktor Thomé (Köln, Realschule) die Ansicht des Redners von dem in der Lehrerverwelt herrschenden Pessimismus zurückweisen und vor der Gefährlichkeit der sogenannten Fraktionsede warnen zu müssen glaubte. Direktor Matthias verwahrte sich sofort gegen diese Auffassung, welche er, wie nachher noch bei den Einwürfen einiger anderer Redner, aus Mißverständnis seiner Ausführungen entsprungen erklärte. Hierauf nahm Direktor Dr. Jäger das Wort zu folgenden Bemerkungen:

„Freund Matthias hat auch vom Pessimismus in Beziehung auf den Lehrplan gesprochen, und dazu möchte ich ein paar Worte sagen. Denn mit dem übrigen, was er über und gegen pessimistische Auffassungen gesagt hat, bin ich von vornherein einverstanden. Ich muß mich dagegen verwahren, wenn man mich und meinesgleichen für Pessimisten in Beziehung auf den Lehrplan hält. Ich verstehe unter einem Pessimisten einen solchen, der glaubt, daß die Dinge jetzt schon

schlimm genug und auf dem Wege zu immer Schlimmerem sind: er ist also immer zugleich ein wenig *laudator temporis acti*. Der bin ich und die mir Gleichgesinnten nicht. Ich bin der Meinung, daß unser Mittelschulwesen in den letzten zwei Menschenaltern sehr große Fortschritte gemacht hat, und soviel ich auch in Beziehung auf die Mittel, mit denen der jetzige Lehrplan operiert, auszuweisen finde, so billige ich doch seine Zielpunkte im ganzen und halte trotz jenen schweren Bedenken gegen die jetzige Organisation des Gymnasialunterrichts unsere preußischen Gymnasien noch immer für sehr gute, ja für die relativ besten Schulen; ich bedaure nur, daß gewisse Bestimmungen dieser jetzigen Organisation verhindern, sie noch besser zu machen. Pessimismus und Kritik, auch sehr scharfe Kritik, sind recht verschiedene Dinge. Daß ich und meine Gesinnungsgenossen die Schmälerung der Zeit für den altsprachlichen Unterricht als einen großen Fehler und eine sehr bedenkliche Konzession an den mißsprechenden Dilettantismus ansehen, brauche ich nicht noch einmal zu sagen. Wenn aber Freund Matthias und auch andere mir sagen, es kommt auf die Stundenzahl doch nicht so sehr an, so ist dies ein Optimismus, den ich nicht mehr mitmachen kann. 15 Stunden + oder - ist ein großer Unterschied; und darum, nicht um 2 oder 3 handelt es sich. Ich will auf die Genesis dieser Schmälerung nicht eingehen; daß uns in den Oberklassen von den 2 verlorenen Stunden eine reuig ins Vaterhaus zurückgekommen ist, darüber freue ich mich; im übrigen aber möchte ich doch mit allem Nachdruck meinen Stand nehmen, der nicht optimistisch und nicht pessimistisch, sondern, ich denke, sachgemäß, dem Gesetze der Sache gemäß ist. Das Äußerste, was mir notwendig erscheint im Interesse dessen, was unsere Jugend am Lateinischen und Griechischen lernen soll, ist das Quantum Zeit, das der Lehrplan von 1882 gewährt. Weitere Schmälerungen müssen wir tragen, weil wir es nicht ändern können, aber daß wir ihnen zu stimmen, gut nennen, was nach unserer besten Überzeugung nicht gut ist, daß wir sagen sollen: Nur zu, in Gottes Namen, wir können es auch mit 6 Stunden, — dazu soll uns keine Macht der Erde zwingen.“ (lautes Bravo!)

Nachdem darauf Direktor Zahn (Mörs) seine Zustimmung zu Jägers Ansichten, Direktor Evers (Warmen) zu Matthias' Äußerungen dargelegt hatte, nahm Geh. Rat Münch das Wort, um unter allgemeiner, gespannter Aufmerksamkeit das Thema des Pessimismus auf das von den Rednern bisher noch nicht berührte Gebiet des Standesgefühles zu leiten. „Überall — so führte er aus — ist der Kampf der Gruppen lebendig; die Empfindlichkeit, der Reiz, die Stimmung der höheren Lehrer ist wohl aus den Verhältnissen erklärbar. Zwar ist ihnen eine bessere Stellung eröffnet worden, aber andere Berufe fordern nun wieder mehr. Daher ist keine volle Zufriedenheit denkbar. Es geht allerdings nicht mehr, zu den alten patriarchalischen Verhältnissen zurückzukehren. Die allgemeine Lage des Standes ist noch immer keine gute. Bedauerlich ist die lange Wartezeit, daß so viele junge Männer erst so spät zur festen Anstellung kommen; aber das ist überall bei dem großen Wettbewerb der Fall. Bei uns ist es fühlbarer, weil die meisten über die Zeitdauer, ehe sie zur Anstellung kommen können, gar nicht nachgedacht haben. Bei den sehr verständlichen Klagen aber tritt nun die Neigung zu übertriebenen Beschwerden hervor; diese werden immer lauter, bitterer, leidenschaftlicher, peinlicher. Der Ton besonders in dem Pädagogischen Wochenblatt, dessen Leiter, Professor Stengel, ja persönlich ein sehr wohlwollender Mann, ist nicht mehr pädagogisch, er wird geradezu ungeheuer. Was früher nur einzelne Personen in schlimmer Stimmung äußerten, das wird nun alles gedruckt und in die Welt geschickt. Ein Kampf aller gegen alle entsteht, einer beschwert sich über den andern. Das ist eine traurige Erscheinung, überall Haß zu zeigen, ihn geradezu zu züchten. Sachlich wird nicht viel gebracht, auch nicht viel Pädagogisches. Die wirklichen Bedürfnisse sollen vertreten werden, die nötigen Forderungen sollen erhoben werden, aber in vernünftigem Tone, damit der Stand nicht wieder sinke. In dem eingeschlagenen Verfahren liegt eine Art von Selbstzerstörung. Wer das Gute nicht sehen will, ist ein Narr; wer immer nur Haß nach außen zeigen will, erreicht nichts; wer so viel Bitterkeit in sich aufweist, den kann man für keinen guten Lehrer halten. In der Rheinprovinz¹⁾ ist die Teilnahme

¹⁾ Das Pädagogische Wochenblatt wird in der Rheinprovinz nur sehr wenig gelesen. (Anmerkung des Berichterstatters).

an solcher Schriftstellerei nicht groß; ich warne aber entschieden vor solchem Standespessimismus, das Unkraut darf den Optimismus nicht überwuchern“ (Großer Beifall.)

[Da der Redaktor dieser Zeitschrift von dem Kollegen Matthias zitiert worden ist, so darf er sich wohl nachträglich hier in die Diskussion mischen. — Allerdings bin ich mit M. der Meinung: wer sagt, daß durch die in dem neuen preußischen Lehrplan eingeführte Verminderung der lateinischen und griechischen Stunden dieser Unterricht unfruchtbar geworden sei, der macht sich einer starken Übertreibung schuldig und behauptet, was durch keine Erfahrung gerechtfertigt werden kann; in der That kann auch bei dem gegenwärtigen Stundenmaß sicher der Mühe Wertes geleistet werden. Andererseits aber verharre ich ebenso entschieden bei der Überzeugung, daß jene Verminderung keine Verbesserung des Lehrplans bedeutet, und zwar nicht sowohl wegen eines Minus von Kenntnissen, das dabei sich einstellen wird, als weil durch Einengung des Gebietes, auf dem die Schüler der Gymnasien vorzugsweise ihre Kräfte üben und entwickeln sollen, die Erreichung des spezifischen Zweckes dieser Anstalten, die Erziehung zu wissenschaftlichem Arbeiten, beeinträchtigt wird. So halte ich es auch nicht für richtig, sich über die Zeitverkürzung mit der Möglichkeit eines Verfahrens zu trösten, bei dem „die Zeit mehr ausgekauft“ wird. Denn nicht damit scheint mir die pädagogische Aufgabe des klassischen Unterrichts im Gymnasium erfüllt, wenn ein bestimmtes Wissensziel bei beschleunigtem Marschtempo doch noch erreicht wird, sondern darauf scheint es mir anzukommen, daß auf dem Wege zum Ziel all der Ertrag geerntet werde, welcher aus der Übung der jungen Geister an diesem Lehrstoff gewonnen werden kann. Deshalb begrüße ich lebhaft die Vermehrung der Lateinstunden in den drei obersten Klassen der preußischen Gymnasien und würde es ebenso lebhaft bedauern, wenn von mehreren Anstalten dieser Vorteil nicht acceptiert werden sollte. Geschätze es in der Meinung, die mir einmal entgegengetreten ist, der Meinung: es müßte erst einmal „das ganze im lateinischen Unterricht durch die Zeitverkürzung hervorgerufene Glend“ deutlich zu Tage treten, dann werde man zur alten Stundenzahl zurückkehren, so würde man sich meines Erachtens einer gründlichen Täuschung hingeben. Übrigens möchte ich mir erlauben, meine Ansicht über den ganzen interessanten Vortrag zu äußern. Wie man von dem Verfasser der „Praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten“ gar nicht anders erwarten wird, sind auch hier ungemein viele treffende und treffend ausgedrückte Gedanken zu finden. Aber so bereitwillig ich die Thatfache einräume, daß auf dem in gleich hohem Grade schwierigen wie wichtigen Gebiete der Erziehung und des Unterrichts viel gefehlt werden kann und gefehlt wird, so geht mir doch der Buxton, den Direktor Matthias mehrfach anspricht, an einigen Stellen zu weit, zumal wenn ich bedenke, wie verbreitet durchaus ungerechte Verallgemeinerung und Übertreibung von pädagogischen Fehlern in nichtfachmännischen Kreisen ist. Ich habe die Empfindung: über den früheren und den heutigen Betrieb denkt der verehrte Kollege etwas zu — pessimistisch. Uhlig.]

Nach der Pause erhielt Direktor Jäger das Wort zu einem

Rückblick auf die Philologenversammlung des vergangenen Jahres.

Man habe, führte der Redner aus, heute früh über allerlei Pessimismus gehört und gesprochen; er möchte jetzt der Versammlung ein Stück reinen Optimismus bieten in einem Rückblick auf die große Aktion des vorigen Jahres, an der unsere Versammlung unmittelbar beteiligt gewesen sei durch die in ihrem Auftrag verfaßte Festschrift von Professor Moldenhauer „Geschichte des höheren Schulwesens in der Rheinprovinz unter preussischer Herrschaft“ eine Schrift von großem Wert ebenso für den Patrioten wie für den Schulmann, für welche dem Verfasser der wärmste Dank der Versammlung gebühre und hiermit dargebracht sein solle. Einmal aber beim Danken angelangt, werde man schwer ein Ende finden. Denn bei einem Fest dieser Art sei jeder in gewissem Sinn Gebender und Empfangender. Als Gebende habe sich vor allem die Stadt Köln erwiesen, als Ganzes und durch nicht wenig einzelne, und wir dürften es mit höchster Genugthuung empfinden, mit welcher Freundlichkeit unsere Zwecke hier gefördert worden seien. Einigermassen als Gebende dürften auch die Kölner Fachgenossen sich ansehen durch die Vorberei-

tungsarbeit und die dargebotenen Festschriften, die sich doch nicht unwürdig den übrigen zahlreichen Festgaben angeschlossen hätten: man könne von keiner der Abhandlungen sagen, daß sie nur eben ad hoc zurechtgemacht worden sei. Doch aber hätten wir, die von Köln und die aus der Provinz, unsern natürlichen Platz in der Reihe der Empfangenden, und dieses Empfangen sei ein sehr mannigfaltiges gewesen. Schon das Begegnen, selbst nur äußerliche Begegnen mit einer so großen Anzahl von Fach- und Gesinnungsgenossen sei im höchsten Grad anregend und erquicklich. Es sei die am zahlreichsten besuchte der 43 Versammlungen gewesen. Auch über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus reichten die Vorbereitungen und hätten sich wirksam erwiesen; vor allem erfreulich sei der zahlreiche Besuch aus Österreich gewesen. Das könnten die jüngeren nicht so fühlen, wie seine, des Redners Generation. Die einstige, für beide Teile unnatürliche und verderbliche politische Zusammenschweißung habe aufgehört, umso enger und inniger sei das geistige Band und die Gemeinsamkeit der hohen idealen Güter geworden. Das habe Hofrat Hartel bei dem Festmahl im Gürzenich in ergreifender Weise dargelegt.

Vor allem aber seien wir für eines dieser Versammlung als Empfangende verpflichtet: wir alle hätten uns umrauscht gefühlt von dem mächtigen Strom der Wissenschaft, in den Plenarsitzungen wie in den Sektionen, der Wissenschaft, die man mit einem allgemeinen Namen Philologie nenne, und die als die Wissenschaft vom λόγος die große Fülle idealen Wissens umfasse, das nicht dem unmittelbaren Nutzen diene und doch das nützlichste von allen sei, weil es den Geist auf die höchsten Ziele richte und dadurch dem Menschen die Energie verleihe, die ihn zu selbstlosem Dienst auf seinem besonderen Nützlichkeitsfelde befähige.

Der offizielle Bericht über die Versammlung werde in einigen Wochen in aller Händen sein, und man werde dann sehen, welche Fülle der verschiedenartigsten Anregungen uns in jenen 4 oder 5 Septembertagen zugeströmt sei. Es sei vornehmlich das Verdienst des 2ten Vorsitzenden, Geh. Rats Bücheler, daß die Plenarsitzungen der Kölner Versammlung an Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Einzelnen jeder früheren sich ebenbürtig gezeigt haben; besonders schön und fruchtbar finde er, Redner, daß wir bei diesen Vereinigungen in Fühlung getreten seien mit einigen großen wissenschaftlichen Unternehmungen, der Rimesforschung, der Sprachkarte des deutschen Reiches, dem großen Wert der monumenta paedagogica, und vor allem sei uns der Plan entwickelt worden zu jenem großen, monumentalen Werke deutscher Wissenschaft, dem Thesaurus Linguae Latinae. Wer diesem Plane auch nur einigermaßen gefolgt sei, werde sich sagen müssen, daß ein solches Lexikon der wichtigsten aller Kultursprachen ein wissenschaftliches Ereignis von erstem Rang sein werde: man werde in ihm die Geschichte jedes einzelnen Wortes verfolgen können und so einen wichtigsten Beitrag zur Geschichte menschlichen Denkens und der Geistesentwicklung der Menschheit erhalten. Dem Einzelnen könne er hier nicht folgen wollen, auch nicht dem Überreichtum von Anregungen, der sich in den Sektionen ergossen habe, umso weniger, als es das entsagungsvolle Loos des Vorsitzenden bei solcher Gelegenheit sei, auf dieses schöne Einzelne verzichten zu müssen, so lebhaft er davon angezogen werden möge.

Eine wichtige Frage erhebe sich hier, die auf dieser Versammlung noch nicht näher berührt worden sei: ob sich die historisch gewordenen zahlreichen Sektionen würden halten lassen gegenüber den Fachversammlungen, den Historiker-, Mathematiker-, Geographentagen u. s. w., die sich mittlerweile gebildet hätten. Vorangestanden an Reichtum hätten diesmal die neusprachliche und die archäologische Sektion. Diese unsere Versammlung interessiere vor allem die pädagogische Sektion; hier hätten wir den Vortrag von Wilh. Münch über Zeitercheinungen und Unterrichtsfragen gehabt, der in gewohnter Weise große Gesichtspunkte neben feinen Ausführungen gegeben habe; in einem habe er, Redner, dem hohen Fluge nicht folgen können, daß demnächst nicht das Humanitätsideal, sondern Hinbildung zum Weltverständnis die Lösung für die Erziehenden sein werde. Es sei ihm lieb, daß dies erst nach seinem Tode geschehen werde; er sei noch von der alten Schule und würde sich ungern von seinem alten Talisman, dem Humanitätsideal, trennen. Er erinnere ferner an den an wichtigen, fruchtbaren Gesichtspunkten reichen Vortrag von Prof. Jerusalem aus Wien, „Psychologie im Dienste des Sprachunterrichts“ und an die willkommene Runde von der 7ten Lateinfunde, die uns Geh. Rat Deiters gebracht. Sanguinische Leute hätten dies als Morgenrot einer besseren Zeit begrüßt; andere, pessimistisch angehauchte,

angekränkelte, hätten darin ein beklagenswertes Schwanken und eine im besten Falle sehr ungentügende Konzeption gesehen. Er seinerseits freue sich ohne große Worte darüber, weil es ein richtiger, vernünftiger und also dankenswerter Schritt in der rechten Richtung sei.

Noch müsse er eine Anregung erwähnen, eine Discrepanz oder Dissonanz, ohne die ein längeres Musikstück nicht sein könne. Ein Fest dieser Art – schon die ältesten Festbeschreibungen, der Phäakenspiele in der Odyssee, der Leichenspiele in der Ilias, beweisen es sei nicht vollkommen ohne diesen Reiz der Dissonanz. Daß auch dieser dem Philologentage nicht gefehlt habe, dafür seien wir der neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion verpflichtet. Diese hätten eine Resolution gefaßt, daß „gegenüber den Äußerungen, die der erste Vortragende in der Begrüßungsrede über Wert und Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts im Gegensatz zu jedem andern gemacht habe, die Sektion ihrer Überzeugung dahin Ausdruck gebe, daß keinem Unterrichtsfache ausschließlich diese Bedeutung zukomme, daß vielmehr jeder Unterrichtsweig, welches auch seine Eigenart sei, dem gemeinsamen Zweck alles höheren Unterrichts diene, den Schüler nach Geist und Gemüt so zu erziehen und heranzubilden, daß er als Mann in führender Stellung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens auch für die idealen Güter unseres Volks mit Begeisterung zu wirken vermöge“ Der hier Angegriffene, soviel er ihn kenne, vindiziere sich selbst, wie jedem Deutschen, das Recht, auch einmal etwas Minderwertiges zu sagen, wie er liberal genug denke, dieses Grundrecht jedes Deutschen auch den Mitgliedern der beiden Sektionen und aller Sektionen der Welt zuzuerkennen. Gegen eines aber glaube er den Angeklagten doch verwahren zu müssen daß er, wie die Resolution sage, Wert und Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts im Gegensatz zu jedem andern hervorgehoben habe. Er sei bereit, 100 M. oder jede beliebige Summe in die Kasse des Realschulmännervereins zu zahlen, wenn ihm jemand diesen Gegensatz in seiner Rede nachweise. Ob es Schildbürger gebe, welche einen solchen Gegensatz annehmen, wisse er nicht; er selbst sei dieser Schildbürger nicht und wolle hiermit erklärt haben, daß er niemals ein Wort zum Lobe des altsprachlichen Unterrichts in der Welt gesagt haben würde, wenn er nicht die Überzeugung hätte, daß die intensive Beschäftigung mit den alten Sprachen dem Interesse alles andern, des mathematischen, naturwissenschaftlichen, englischen, französischen Wissens, diene. Er halte es eigentlich für eine Kinderei, auf unserem Boden Parteien zu bilden, mit allen Konsequenzen der Parteibildung, namentlich der, daß man nicht mehr frage, was ist richtig, sondern, wer hat Recht, und das eigentlich und im höchsten Sinn Anregende bei dieser Versammlung und ihren Vorgängerinnen und wohl auch Nachfolgerinnen erkenne er darin, daß sie in uns eben die Empfindung belebt hätte von dem Zusammenhang der verschiedenen Wissenschaften unseres Gebiets, eben jene Empfindung, welcher der zweite Teil jener Resolution Ausdruck gebe. Und noch etwas Anderes, denke er, zugleich sehr Ideales und sehr Praktisches, habe die Versammlung in uns zu klarem Bewußtsein gebracht: nämlich dies, daß jeder von uns, wie gering oder abseits sein augenblickliches Arbeitsfeld sei, doch im Zusammenhang eines großen Geisteslebens stehe und auch etwas bedeute in der Welt der Wissenschaft, d. h. des Strebens nach immer vollerer, tieferer, allseitigerer Erkenntnis.

Noch würde des geselligen Zusammenseins neben der wissenschaftlichen Arbeit zu gedenken sein. Hier wolle er nur das eine sagen, daß er in den mehr als 40 Jahren seines Lehrlebens keinen schöneren Anblick gehabt habe, als den der Festversammlung auf dem Gürzenich am 26ten, keine erquickendere Sommernacht erlebt habe, als die des 27ten September im Volksgarten. Die Fahrt nach der schönsten der Mittelgebirgslandschaften unseres Vaterlandes auf dem heimischen Strom, bestrahlt von einer unbewölkten Sonne, die uns während der ganzen Zeit treugeblieben sei, habe dann den Abschluß gebildet. Und so füge sich alles wie von selbst zu einem vollendet schönen und, er dürfe wohl sagen, großen Bilde, dessen Wiedersehen uns als eine erhebende Erinnerung durch unser ferneres Leben begleiten und auch auf diese unsere Versammlungen belebend fortwirken werde.

Direktor Matthias dankt unter lautem Beifall der Versammlung dem Redner und spricht zugleich noch einmal den wärmsten Dank allen denen aus, welche die schwere Arbeit der Vorbereitung zu dem Feste so glänzend gelöst haben.